

Die Edlen von Friedingen

Streiflichter aus der Geschichte eines
süddeutschen Adelsgeschlechts

VON RENÉ MOERI

Friedinger Wappen- und Figurescheiben

Wer immer durch eines der großen Westportale das Berner Münster betritt, der fühlt sich unwillkürlich angezogen vom Farbenspiel der spätgotischen Glasgemälde, die in der Tiefe des Chores aufleuchten. Er übersieht daher oft die prächtigen Kabinettscheiben, welche den Lichtgaden des Langhauses schmücken. Es lohnt sich indessen, diesen einige Aufmerksamkeit zu schenken und den historischen Hintergrund aufzuhellen.

Auf der Südseite erblicken wir die Wappen bernischer Ratsherren, der vornehmen Geschlechter Bruggler, Graffenried, Diesbach, Steiger und Tillier, deren Scheiben um 1560 gestiftet wurden, wohl als Ersatz eines älteren Bestandes, welcher den Hagelwettern vom 22. Juni 1502 und vom 10. August 1520 zum Opfer gefallen war. Es ist durchaus denkbar, daß es sich hier um Schenkungen der Klöster Königsfelden, Interlaken u. a. handelte.

Auf der Nordseite des Hochschiffes erkennen wir, von Westen nach Osten schreitend: Zunächst zwei Scheiben der Familie May aus den Jahren 1510 und 1557, dann folgen die Stiftungen der geistlichen Niederlassungen, die mit Bern in naher Beziehung standen: Der Kartause Thorberg (zwei Scheiben um 1480–90), der Zisterzienserabtei Frienisberg (vier Scheiben um 1500–1510, eine davon mit der Jahrzahl 1501), der Deutschritterkomturei Köniz (zwei Scheiben um 1500 und 1510), der Johanniterkommende Biberstein (eine Scheibe des Komturs Peter Stolz von Bickelheim um 1500–1510). Die drei andern Scheiben mit unbekannten Wappen im gleichen Fenster dürfen, wie Luc Mojon bemerkt, nicht mit dieser Stiftung oder gar der Komturei Münchenbuchsee in Zusammenhang gebracht werden; sie sind vielmehr als Fragmente von drei Allianzen zu betrachten, entsprechen den Frauenscheiben der Stiftung Adrians II. von Bubenberg im Altarhaus.

Mit Ausnahme der Thorberger Scheiben, die wohl Hans Noll schuf, und der zweiten May Scheibe von Joseph Gösler werden alle geistlichen Stiftungen dem Berner Glasmaler Lukas Schwarz zugeschrieben, welcher sich noch der Formsprache der ausklingenden Spätgotik bedient.

Die Könizer Scheiben im vierten Fenster sind Schenkungen der Komture Rudolf von Friedingen und Christoph Rych von Rychenstein (Reichenstein).



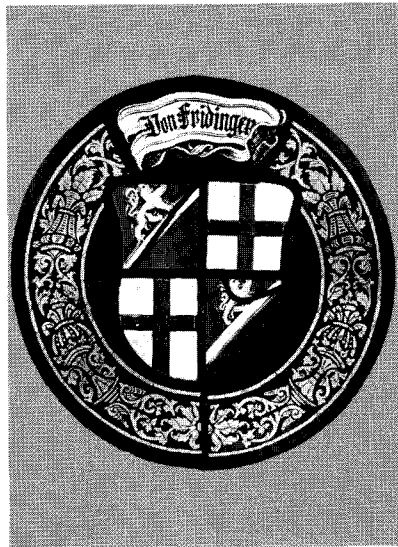
1) Die Scheibe des Komturs Rudolf von Friedingen im Berner Münster.



2) Die Scheibe Christoph Reichs von Reichenstein im Berner Münster.



3) Die Scheibe Rudolfs von Friedingen in der Kirche Neuenegg.



4) Friedinger Wappenschild mit Fassung aus späterer Zeit in der Kirche Hindelbank (ging 1911 beim Brand verloren).

Abbildungen 1 bis 3: Foto Martin Hesse, Reproduktion mit Genehmigung der Kunstdenkmäler des Kantons Bern. Abbildung 4: Foto Schweizerisches Landesmuseum Zürich.

Dieser stand der Kommende Köniz in den Jahren 1485–1508 vor, jener, sein Nachfolger, 1508–1521.

Der Reichensteiner Schild, überragt von einem schlichten Spangenhelm und einem großen Löwenkopf als Kleinod, zeigt auf goldenem Grund ein schwarzes Fangeisen (Schweinsfeder). Eigenartig berührt in der Umrahmung die Verbindung der spätgotischen Säulchen mit Astwerk in Gold und Grisaille, welches oben einen flachen Bogen bildet. Daran hängt links das Wappen des Deutschen Ordens, während rechts die Embleme der um 1484 vereinigten Rittergesellschaften vom Fisch und vom Falken zu erkennen sind. Die Datierung ist um 1500 anzusetzen.

Dass die Reich (Rych) ursprünglich aus dem Elsaß stammten, wie Friedrich Lohner schreibt, und von da nach Basel zogen, ist möglich. In den lateinisch geschriebenen Urkunden der Rheinstadt taucht indessen ihr Name schon in den Jahren 1166–1179 auf. Ein gewisser Rudolf wird ausdrücklich als «dives» (reich) bezeichnet, und wir dürfen wohl annehmen, daß der Wohlstand diesem Ahnherrn den Beinamen «der Rich» eintrug, nach dem dann auch seine Nachkommen benannt wurden. Zwei Söhne Rudolfs waren Domherren am Basler Hochstift, einer namens Peter, bischöflicher Kämmerer (1185–1225). Die Reich gehörten also zu den Ministerialen des Bischofs, der ihnen in der Folge die Verwaltung seiner Mensa (Bischofsgut) anvertraute. Peters Sohn, Ritter Heinrich Reich, war einer der ersten Bürgermeister von Basel, sein Bruder, Ritter Rudolf II., empfing ums Jahr 1239 vom Bischof die Burg Ober-Birsegg bei Arlesheim als erbliches Lehen, welches fortan als «Stein» und fester Sitz der edlen Familie Reichenstein genannt wurde. Damals wählten die Reich auch ein neues Wappen. Findet sich im alten Schild ein schrägrechts liegender Adler, so zeigt der neue auf goldenem Grund das bereits erwähnte Fangeisen.

Beim Erdbeben von 1356 wurde die Feste Reichenstein so arg mitgenommen, daß nur noch der nördliche, äußere Teil bewohnt werden konnte. Einst soll über dem Eingang der Spruch gestanden haben:

Hans Reich, so heiß ich,
Reich bin ich, das weiß ich.

Heute ist von der ganzen Anlage einzig der markante Wohnturm erhalten, der 1933 restauriert wurde.

Eng verbunden bleibt der Name Reich auch mit dem ehemaligen Benediktinerkloster und berühmten Wallfahrtsort Mariastein am Fuße des Blauens im Leimental. Nach der Legende soll hier ein Bauernknäblein, das über eine fünfzig Meter hohe Fluh gestürzt war, durch das Einwirken der Muttergottes auf wunderbare Weise gerettet worden sein. Aus Dankbarkeit habe sich dann der Knabe in einer Höhle des Felsens niedergelassen, um dort sein Leben als Einsiedler zu verbringen. Nach seinem Tode wurde in der unterirdischen Grotte

eine Kapelle errichtet zu Ehren der heiligen Jungfrau, vor deren Gnadenbild in einer Wandnische bald fromme Pilger Trost und Hilfe suchten.

Eine zweite, höher gelegene Kapelle «Unserer Lieben Frau im Stein» wird im Jahre 1434 erstmals urkundlich erwähnt. Als ihr Pfleger und Betreuer (Verwalter) nennt ein Dokument vom 4. Dezember 1471 Junker Peter Reich von Reichenstein, der auf Landskron saß. 1464 und 1470 wurde das Heiligtum ein Raub der Flammen. Nach einer alten Überlieferung, die urkundlich nicht belegt werden kann, war Peter der Stifter des Neubaus, welcher vor 1482 entstanden sein muß und nun den Namen seiner Familie tragen sollte.

Auch nach der Übergabe der Wallfahrt an die Augustiner-Eremiten von Basel am 25. März 1471 durch Bischof Johannes von Venningen blieben die Reichenstein dem Heiligtum eng verbunden und betrachteten die obere Kapelle, in der sie ein gotisches Sakramentshäuschen einbauen und ihr Wappen anbringen ließen, als ihr Hauseigentum.

Der allgemeine Sittenzerfall, die Verweltlichung mancher Mönchsorden zu Beginn des 16. Jahrhunderts sollten auch in Mariastein ihre Auswirkung haben. Die Augustiner versahen ihren Dienst in der Wallfahrt nur noch mangelhaft und sollen die Gaben, «so Unserer Lieben Frauen geschenkt worden, ihren liederlichen Frauen angehenckt» haben, so daß ihnen die Pfründe am 7. April 1516 entzogen werden mußte. Sie verließen 1520 Mariastein und verkauften 1528 ihr Eremitenkloster in Basel der Stadt, deren Rat sie mit einer angemessenen Pension entschädigte.

Schon am 15. Februar 1515 hatte Ritter Arnold von Rotberg (junior) seine Herrschaft, in der die Wallfahrt lag, an die Stadt Solothurn verkauft, welche nun zur Besorgung der geheiligten Stätte nach eigenem Ermessen Weltpriester einsetzte. Diese hielten sich in der Regel nur kurze Zeit in Mariastein auf. Einige von ihnen wollten ihren Dienst auf die Verkündigung des reinen Gotteswortes beschränken, andere weiterhin die heiligen Mysterien feiern. Jakob Augsburger klagt in seinem Testament über die Priester, «welche die heilige Mäss niderten» und über die Brüder, «welche die Heilige (Maria) hasseten».

Am 18. Februar 1539 wurde der Wallfahrtsort durch aufrührerische Bauern verwüstet, die Bilder und Zierden zu «Unserer Lieben Frau im Stein» gingen in Flammen auf. Die beiden letzten Priester traten zum neuen Glauben über und verschwanden dann spurlos.

Im Jahre 1541 ereignete sich in Mariastein ein zweites Fallwunder. Junker Hans Thüring Reich von Reichenstein flüchtete damals mit seinen Angehörigen vor der großen Pest von Pfirt nach dem Gnadenorte, «umb gesündere Luft daselbst zu geniessen.» Am Luzientage (13. Dezember) tat er einen «grusamen Fal» über den Felsen, kam aber wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. Aus Dankbarkeit «ließ der Vater des Geretteten an der Unglücksstätte ein Kreuz errichten und schenkte die Kleider, die der Junker in seinem Fall getragen hatte, der Kapelle im Stein. Aus dem rotsamtenen Stoff seines Wamses verfertigte man ein Meßgewand und schmückte es mit dem Reichensteinischen Wappen». Der Stadtschreiber von Solothurn mußte den Hergang des Unglücks auf Pergament schreiben, und ein Maler C H den Vorfall auf einer Altartafel als Mirakelbild synchronisch darstellen. Das Ereignis, welches als erneutes Eingreifen der gnädigen Gottesmutter durch ihre Fürbitte beim himmlischen Vater gedeutet wurde, erregte bald großes Aufsehen im Lande und zog wieder Scharen frommer Pilger nach Mariastein.

Der neue Wallfahrtspriester Jakob Augsburger, ein humanistisch gebildeter Augustiner und großer Freund der Bücher, war eifrig bestrebt, die Schäden der Reformation zu

heilen, durch künstlerischen Schmuck in den Kapellen das Ansehen des Gnadenorts zu heben und ihm so seine ursprüngliche Bedeutung zurückzugewinnen.

Der sittliche Niedergang nach der Jahrhundertwende hatte ihn mit tiefer Sorge erfüllt und ihn dazu geführt, sich den reformatorischen Bestrebungen zu nähern, so daß Ökolampad den jungen Augustiner als einen «überaus würdigen und geschickten man zu dem wort gottes» für das Predigeramt in Mülhausen empfehlen konnte. Allein, Augsburger wandte sich bald wieder von der Reform ab, trat in der Berner Disputation Zwingli entgegen und verteidigte die lutherische Abendmahlslehre. In einer öffentlichen Versammlung zu Ensishem am 1. August 1533 schwor er schließlich den neuen Glauben ab und kehrte in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Ein Jahr später wurde er Wallfahrtspriester in Mariastein.

Hier ließ er in der untern Kapelle ein Relief der Kreuzigung Christi in rotem Sandstein von Meister Hans Uelin, Bildhauer aus Trient, als Altartafel anbringen, sowie ein Relief der Madonna im Strahlenkranz von Hans Jakob Schmid. Zehn Jahre vor seinem Tod verfügte Augsburger in einem Testament, daß seine Bibliothek ewiger Besitz der Wallfahrt und daß die theologischen Bücher in der Reichensteinerschen Kapelle aufgestellt würden. Er starb am 9. Juni 1561.

1617 ließen Hans Reich von Reichenstein, der auf Biederstein im Leimental saß, und sein Vetter Jakob, Herr auf Brombach im Wiesental, ihre Kapelle im Stein mit Bildern der Heiligen Nikolaus, Borromäus, Odila und Ediltrudis schmücken. Um die gleiche Zeit wurde auch eine schöne Holzplastik der «mater dolorosa», der Madonna von den sieben Schmerzen, welche durch sieben Schwerter symbolisiert werden, in die Kapelle gestiftet, die fortan nach diesem Bildnis die Bezeichnung Sieben-Schmerzen-Kapelle tragen sollte.

Mit der Übergabe der Wallfahrt an die Benediktiner von Beinwil und der Verlegung des Konvents nach Mariastein am 12. November 1648 wurde für den Gnadenort eine neue Ära eingeleitet. Ein großes Geviert von Klosterbauten entstand, angelehnt an die eigentliche Wallfahrtskirche, eine stattliche Basilika, welche am 31. Oktober 1655 eingeweiht werden konnte. Damit verlor die Reichenstein-Kapelle ihre Selbständigkeit, da sie in den Neubau einbezogen wurde. Die engen Beziehungen des edlen Geschlechts zu ihrem Heiligtum blieben indessen bestehen. Davon zeugen nicht nur alte Dokumente, sondern auch die Reste einer Holzdecke, auf der die Reichensteiner und andere Adelsfamilien zu Beginn des 18. Jahrhunderts ihre Wappen mit denen ihrer Gemahlinnen anbringen ließen, so «freyreichs wohlhochgebohrner edler ritter Ludwig Beat rich von Reichenstein, Hauptmann von Inzlingen» und seine Gattin «wohl hoch gebohrne freyreichs edle, Maria Anna Catharina Reich von Reichenstein, geborne Trucksess von rhinfelden».

Über allen sechs Allianzen aber erkennen wir das Emblem der Ritter- oder Turniergesellschaft vom Fisch und vom Falken, dem wir schon in der Scheibe des Christoph Reich von Reichenstein im Berner Münster begegnet sind.

Dieser Könizer Komtur des Deutschen Ordens scheint übrigens eine eher zwielichtige Gestalt gewesen zu sein, wurde er doch schon 1492 von seinen Kirchgenossen in Bern verklagt, weil er trotz wiederholter Mahnungen des Rates seine Jungfrau nicht weggeschafft hatte.

Christoph Reich stand auch der Kommende Beuggen vor, welche während zwei Jahrhunderten Residenz des Landkomturs der Ballei Elsaß-Burgund gewesen war, bevor diese ins geräumige, fürstlich eingerichtete Schloß Altshausen im Saulgau (Württemberg) verlegt wurde. Joseph Sigmund Reich war der letzte Komtur auf der Insel Mainau 1805 bis zur Aufhebung des Ordens durch Napoleon 1809.

Die Scheibe Rudolfs von Friedingen zeigt im gedrehten, nach links geneigten, gevierteten Schild, in den Feldern 1 und 4 einen goldenen Löwen auf silbernem Schrägbalken vor blauem Grund. Die Felder 2 und 3 sind gespalten in Schwarz und Gold. Über dem Schild auch hier ein Spangenhelm, doch mit Krone und mächtigem Federbusch als Kleinod vor dunkelrotem Grund. Die geblattete Helmdecke in Gold und Schwarz umspielt in kühn bewegten Linien das Wappen. Ein Rundbogen und zwei weiße Dienste mit blauem Kapitell bilden die architektonische Umrahmung. Obschon die Scheibe oben leicht beschnitten ist, erkennen wir deutlich, daß die Tartsche des Deutschen Ordens sowie das Emblem der bereits erwähnten Rittergesellschaft hier befestigt waren. Am untern Rand trägt das nur zum Teil erhaltene Schriftband in gotischen Minuskeln den verstümmelten Namen des Stifters: «[v]ö·fridi[ngen].» Links davon sind größere Flickstücke erkennbar. Hans Lehmann datiert die Scheibe ins Jahr 1510.

An die Spendefreudigkeit unseres Ritters erinnert ebenfalls eine ähnliche Wappenscheibe in der Kirche von Neueneegg, welche ja seit 1227 dem Deutschen Orden gehörte. Wir finden auch hier das Emblem der Rittergesellschaft vom Fisch und vom Falken und die Tartsche mit dem schwarzen Kreuz. Darüber, im Oberbild, kräftig entwickeltes Rollwerk, doch fehlt am untern Rande das Schriftband.

Ein Friedinger Wappenschild, der später neu gefaßt wurde, befand sich einst in der Kirche von Hindelbank. Er ging beim Brand des Gotteshauses im Jahre 1911 mit vielen andern wertvollen Glasgemälden leider verloren.

Ehe er nach Köniz kam, stand Friedingen der Kommende Sumiswald vor. Hier soll er – so weiß Pfarrer Friedrich-Otto von Steiger zu berichten – mit dem Neubau der Kirche begonnen haben, welche dann sein Nachfolger, der letzte Komtur des Hauses, Ulrich von Stoffeln, vollendet hätte (1512). Friedingen stiftete auch gleich zwei schöne Figurenscheiben in das Gotteshaus, die eine im Gedenken an den Freiherrn Lüthold von Sumiswald als dem «Stifter diss Huss», die andere mit seinem eigenen Wappen. Dann wandte sich der Ritter um eine Gabe an die Vorsteher der Komtureien in deutschen Landen, fünf folgten seinem Beispiel, so daß ein schöner Zyklus entstand als Werk des Glasmalers Hans Dachselhofer aus Zürich, der sich 1509 in Bern niedergelassen und hier seine Werkstatt eröffnet hatte.

Auf der Friedinger Scheibe kniet der Ritter, den Rosenkranz in Händen, demütig vor der gekrönten heiligen Katharina, welche mit der Rechten das große Richtschwert umfaßt, während sich die Linke auf das Rad ihres Martyriums stützt. In weichen Wellen fällt das Haar der Heiligen über die Schultern, die ein roter Mantel deckt; der Rock aber leuchtet in reinem Weiß, das auch hier als Farbe der Unschuld gedeutet werden kann.

Friedingen trägt den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz des Ordens. Sein Gesicht, umrahmt vom hellbraunen Bart, läßt das Bestreben des Malers er-

kennen, Porträtähnlichkeit zu erreichen. Links neben dem Ritter dessen Helm mit geöffnetem Visier, rechts sein Wappen. Die Figuren heben sich ab vom lebhaft bewegten Damastgrund in Blau und Schwarz, während kräftiges Astwerk mit Blumen und Vögeln das Oberbild füllt. Auf die traditionelle architektonische Umrahmung wird hier verzichtet.

Der Ritter in Manuels Totentanz

Wir begegnen Rudolf von Friedingen auch in Niklaus Manuels berühmtem Totentanz, mit dem der geniale Künstler wahrscheinlich in den Jahren 1516–19 die Mauer schmückte, welche das Areal des Dominikanerklosters in Bern auf der Südseite begrenzte. Diese wurde 1660 abgebrochen; die Bilder sind uns heute nur noch in kleineren Kopien überliefert, insbesondere in denjenigen von Albrecht Kauw, welche 1649, elf Jahre vor der Zerstörung des Kunstwerks, entstanden.

Manuel stellt den Komtur, dessen Gestalt verhaltene Kraft und Männlichkeit ausstrahlt, allein unter einen mächtigen rahmenden Bogen, hinter dem das weite Gewölbe des Himmels sich öffnet. Als wahrer miles dei und Glaubens-



Ritter Rudolf von Friedingen, Komtur zu Köniz 1508–1521. Aus Niklaus Manuels Totentanz, entstanden zwischen 1516 und 1519, zerstört 1660. Nach einer Kopie von Albrecht Kauw, 1649.

Abbildung: Foto Historisches Museum Bern.

held, als Streiter «ohne Furcht und Tadel» verzichtet er auf jede sinnlose Gegenwehr und blickt gefaßt in die Fratze des Todes, der ihn als heimtückischer Gegner von hinten angreift und ihm über dem Brustharnisch mit dem schwarzen Kreuz die Lanze zerbricht.

Der Tod spricht ihn an:

«Ritter Brüder, us Gottes Krafft,
Dem Glouben hand ir vil Gütts geschafft
Und ouch beschirmbt die Christenheyt,
Den Tod versüchent mit Mannheyt!»

Der Ritter antwortet:

«Mit Türcken und Heyden han ich gstritten,
Von den Ungläubigen vil erlitten,
Aber mit keinem Sterckeren han ich grungen,
Der mich als der Tod hab bezwungen.»

Manuels Werk wurde mehrmals übermalt, bevor Kauw es kopierte. Daß dabei einiges von der monumentalen Kraft der Wandbilder verlorengehen mußte, daß Kauw, der einer andern Zeit verpflichtet war, dem Original nicht immer gerecht werden konnte, leuchtet ein. So müssen wir Paul Zinsli wohl beipflichten, wenn er schreibt: «In der Szene... spürt man an der gestreckten Haltung des angreifenden Todes wohl nur noch Andeutungen der ursprünglichen kraftvollen Zeichnung. Besonders die Bewegung der Arme und das Greifen der Hände ist von den Übermalern oder vom Abmaler nicht überall verstanden worden.»

Vergleicht man das Bild des Ritters im Totentanz Manuels mit demjenigen in der Scheibe Dachselhofers, so ist die große Ähnlichkeit der Gesichtszüge unverkennbar: Hier wie dort das Bemühen des Künstlers um eine klar erkennbare Wiedergabe der Persönlichkeit.

Manuels «hochgemuter Edelherr» steht indessen in scharfem Gegensatz zum Ritterbild seiner Zeit, in der das Ideal des hohen Mittelalters längst verblaßt war. Der allgemeine Sittenzerfall des späten 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts machte auch vor den Toren der Ordensburgen nicht halt, die allmählich zu Versorgungsanstalten vornehmer Herren abgesunken waren. Wo einst höfische Zucht angestrebt und monastische Verinnerlichung gesucht worden waren, herrschten nun vielfach Müßiggang, Verschwendungssucht und derber Lebensgenuß. Auch Rudolf von Friedingen scheint trotz wiederholt bewiesener Romtreue ein recht weltlich gesinnter Ritter gewesen zu sein.

Rudolf von Friedingen und die Reformation

Im Jahre 1490 wurde Friedingen Hofmeister in Beuggen, d. h. Vizekomtur und Stellvertreter des Komturs; als solcher trug er die Verantwortung für die ganze Hauswirtschaft, für Bekleidung und Lebensunterhalt der Brüder, für Instandhaltung der Stallungen, Scheunen, Speicher; auch mußte er den Eingang der Zinsen und Zehnten überwachen.

Von 1497 an wirkte er als Komtur (lat. Commendator, Gebieter) in Sumiswald, hatte also die oberste Leitung der Kommende inne, die Bewirtschaftung der Äcker, Felder, Wiesen, die Verpachtung der zum Gute gehörenden Höfe anzuordnen; daneben war er Vogt und Pfleger zu Altishofen, welches der Deutsche Orden im Jahre 1312 käuflich erworben hatte.

Von Franz Rudolf Wey wird Friedingen auch die Leitung der Kommende Hitzkirch für die Jahre 1501–1504 zugeschrieben, doch erscheint diese Datierung fraglich, da die Anwesenheit des Komturs in Sumiswald für 1503 urkundlich belegt werden kann.

Von 1503 bis 1521 wirkte Rudolf von Friedingen in Köniz.

Nach der mündlichen Überlieferung, welche indessen durch zwei Dokumente gestützt werden kann, ist die Kirche dieser großen Gemeinde im Südwesten der Stadt Bern eine Stiftung Rudolf II. von Burgund und seiner Gemahlin, der anmutigen Königin Bertha; sie muß zwischen 922 (Hochzeit des Herrscherpaares in Worms) und 937 (Tod Rudolfs) erfolgt sein. Dem Gotteshaus wurde schon früh ein Stift regulierter Augustiner Chorherren angegliedert. Nach Köniz erhielt auch ein Dekanat den Namen, welches das Gebiet zwischen Aare und Sense umfaßte und von den Hochalpen bis in die Gegend von Mühleberg reichte.

Im Jahre 1226 schenkte Friedrich II. Kirche und Propstei dem Deutschen Ritterorden, mit dessen Hochmeister, Hermann von Salza, er eng befreundet war. Hinter diesem Schritt, der rechtlich anfechtbar, politisch aber bedeutsam war, verbirgt sich die Absicht des Kaisers, seinen Einfluß in der freien Reichsstadt Bern, deren Leutkirche unter dem Patronat von Köniz stand, zu verstärken. Die Deutschherren richteten denn auch 1256 im Stift neben dem Gotteshaus ihre Priesterkommende ein und versahen nun in der Stadt Seelsorge und Gottesdienst bis zur Gründung des St. Vinzenzenstifts (1484), welches dem Rate der Stadt, also der weltlichen Behörde unterstellt war.

Friedingens Wirksamkeit in Köniz ist gekennzeichnet durch seine konservative, romtreue Haltung in allen Glaubensfragen. Sie führte zur Auseinandersetzung mit Leutpriester Mauriz Bischof, welcher sich der Lehre Zwinglis geöffnet hatte und nun als gewandter, streitbarer Kanzelredner reformatorisches Gedankengut verkündete.

Friedingen verklagte ihn in Bern, Bischof entzog sich einem Verhör durch die Flucht. Nach seiner Rückkehr fuhr er fort, im Geiste des Reformators zu predigen, so daß der Komtur erneut an die Regierung gelangte. Diese übertrug den Handel dem Deutschen Orden, welcher die Spannung durch Beförderung Friedingens zum Landmeister der Ballei Elsaß-Burgund zu beheben suchte.

Allein, auch mit dessen Nachfolger, dem auf Betreiben Berns eingesetzten Albrecht von Breitenlandenberg, schien sich Bischof nicht zu vertragen, obschon der neue Komtur ein Freund Zwinglis war. Dies geht deutlich aus einem Schreiben hervor, welches die Regierung am 23. Januar 1522 an den Landkomtur in Altshausen richtete. Sie teilt darin Rudolf von Friedingen mit, «dass in kurzverruchten tagen vor uns erschinen ist der erwirdig, edel, unser getrüwer, lieber burger, her Albrecht von Landenberg, comendur zû Künitz, und hat uns fürtragen allerley misshandlungen durch herrn Martin (Mauriz) Bischoff, lüt-priestern zû Künitz, begangen...» Dieser hätte dann ersucht, «des genampten hern comendurs fürgeben nit also lichtlichen zû glauben, sin andtwurd und entschuldigung dagegen zû hören und nit also mit gewalt und unverandtwurt gegen im handeln zû lassen. Dann so wir söliche sin entschuldigung und verantwortung hören, sye er güter hoffnung, wir werden daran nit missfallen empfachen, und in by recht beliben zû lassen.»

Breitenlandenberg lehnte eine Vermittlung durch die weltlichen Behörden ohne Einwilligung des Landmeisters ab. Daher schlug Bern diesem vor, «einen tag har in unser stat zû verrumen... den handel und span mit fügen zu benügen und hinwegzûlegen.»

Wie die Antwort des Landkomturs gelaute hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Breitenlandenberg aber schien den Widerspruch, der sich aus seiner Zuwendung zur neuen Lehre und seiner Stellung als Komtur eines geistlichen Ordens ergab, immer stärker zu empfinden. Er suchte Rat bei Zwingli, mit dem er ja seit 1519 im Briefwechsel stand. Die Antwort des Reformators ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig: «Was sind örden? Menschlich findungen; so sind sy och vergeben. Denn schlechtlich das wort Christi mag nit liegen; menschlich leer und gbott ist vergeben. Örden sind menschlich leer und gbott; bschluß: so sind sy och vergeben. Hie hilfft ghein inreden. Verheißt einer einem menschen, wird imm schuldig ze halten; ja billych soltu dem menschen din gheiß halten als wol als gott, und gott als wol als dem menschen, aber inen beiden nun das leisten, das gott gevellig ist; sust, wenn du gott verheissen wilt das, so er nit begert, mag zû dir gesprochen werden, wie Esa. j. stat: Wer hatt das von diner hand erfordret?» (Z VIII 19)

Breitenlandenberg entschloß sich, den Zwiespalt in seinem Innern durch Preisgabe seiner Würde zu überwinden und Köniz zu verlassen. Er wandte sich nach Zürich, wo er am 26. November 1524 ins Burgrecht aufgenommen wurde. Im Jahre 1525 starb er ledigen Standes.

Mauriz Bischof blieb zunächst in Köniz; er hatte ja das Kirchenvolk auf seiner Seite. Dieses wandte sich sogar an die Regierung mit dem Ersuchen, einige Neuerungen im Gottesdienst, welche wohl unter Breitenlandenberg eingeführt worden waren, und die nun der neue Komtur, der altgläubige, romtreue Heinrich von Praßberg (1523–1527), offenbar verwarf, beibehalten zu können.

Die Antwort von Schultheiß und Rat zu Bern vom 4. Januar 1526 lautete negativ: «...Und wellen sie hiemit gewarnet haben, von sölichem irem fürnâmen abzestan und deshalb gantz dhein (kein) nûwerung anzefachen, sunders alles das ze thûnd und vollbringen, so sie schuldig sind und von alterhar gegâben und gethan haben...»

Zu Beginn des Jahres 1527 ließ Bischof den Rat indessen wissen, daß er Willens sei, Köniz zu verlassen «... mit früntlicher, demütiger pitt an uns», schreibt die Regierung, «ume sines wâsens, thuns, lassens und aller handlung schriftlich schin ze gâben». Diesem Ersuchen wurde entsprochen, «...dann wir gût wüssen tragen, dass er sich by uns fromklich, cerlich und wol gehalten hat, dermassen in aller eeren und gûtes wol ze getruwen, und wir in, wo es im anmütig, länger by uns und den unsern ze wonen, wol gedulden möchten. Des zû zûgsame haben wir im diesen brief under unserm ufgedruckten secret insigel gâben».

Mauriz Bischof unterschrieb dann die Berner Thesen von 1528 und wurde nach Einführung der neuen Lehre in Köniz am 4. August 1528 hier erster reformierter Geistlicher. 1530 verließ er den Ort, da er so manchen Kampf ausgefochten und übernahm das Pfarr-

amt von Frutigen, dessen Bewohner sich der Reformation erst hartnäckig widersetzt hatten. 1545 kam er nach Jegenstorf und 1550 als Helfer ans Berner Münster. 1552 wurde er dort dritter und 1565 zweiter Pfarrer. Bischof stieg auf bis zum Dekan, mußte aber vom Rat ermahnt werden, das Lutheranisieren zu lassen und nicht von der Rechtgläubigkeit Zwinglis abzuweichen. 1566 resignierte er wegen Erkrankung und starb 1568.

Der letzte Komtur von Köniz, Heinrich von Praßberg, hatte sich schon im Mai mit allen Akten nach Altshausen abgesetzt. «Hatt der comender von Kunitz urloub gnon. Soll venner Bischoff besichtigen, was er hinusführen will und den brieffen und urbern nachfragen», lesen wir im Ratsmanual von 1528.

Mit der Aufhebung der Klöster und der beiden Deutschritter Komtureien Köniz und Sumiswald fielen deren Güter mit allen Rechten und Einkünften an den bernischen Staat. Die Leitung des Deutschen Ordens erhob zwar weiterhin Anspruch auf alle eingehenden Gefälle und verlangte deren Überweisung nach Altshausen. Allein, Bern lehnte ihr Begehren ab mit der Begründung, man verwende sie, um das Einkommen des ehemaligen Komturs von Hitzkirch, Hans Albrecht von Mülinen, zu sichern. Dieser war nach seinem Übertritt zur neuen Lehre von den Luzernern vertrieben worden und hatte in Bern Zuflucht gefunden. 1532 übertrug ihm der Rat die Verwaltung der Güter in Köniz.

Nach jahrelangem hartnäckigem Ringen erzwang indessen der Orden 1552 die Rückerstattung der Kommende Köniz mit allen Einkünften, doch diese stand nun unter der Aufsicht eines bernischen Schaffners, der für den Eingang der Gefälle und deren Weiterleitung an den Orden verantwortlich war. Dieser Zustand währte bis 1730, als es Bern gelang, die Komturei für 120 000 Reichstaler zu kaufen und hernach in eine Landvogtei umzuwandeln.

In Altshausen – wir haben es bereits erwähnt – wirkte seit 1522 Rudolf von Friedingen als Landmeister der Ballei Elsaß-Burgund, übte also die Oberaufsicht über sämtliche Komtureien in der Schweiz, im Elsaß, in Baden und Württemberg. Auf ausgedehnten Visitationsreisen hatte er daher die Amtsführung der Gebieter zu prüfen. Im Provinzialkapitel, der jährlichen Versammlung aller Komture, leitete er als Vorsitzender die Verhandlungen, traf die Anordnungen für die Aufnahme junger Ritter in den Orden.

Am 5. Oktober 1523 schloß er als Vertreter der Ballei ein von langer Hand vorbereitetes und gegen die kampflustigen Eidgenossen gerichtetes Schutz- und Schirmbündnis mit dem Hause Österreich ab. Dieses verpflichtete sich darin, im Falle eines Ausbruchs von Feindseligkeiten, die Häuser des Ordens vor den angreifenden Schweizern zu schützen, während der Landkomtur versprach, den Herzogen die Kommende Mainau jederzeit als offenes Haus zur Verfügung zu stellen.

Als im Herbst 1525 der Komtur von Beuggen, Ludwig von Reischach, zur evangelischen Lehre übertrat, sah Friedingen davon ab, ihn zu exkommunizieren und bestätigte ihn ausdrücklich in seinem Amt; er gestattete ihm auch, angefangene Bauarbeiten an verschiedenen Gebäuden der Komturei weiterzuführen. Ein paar Monate später teilte er ihm indessen mit, daß er seines Amtes enthoben sei und das Haus sofort zu verlassen habe. Da Reischach sich weigerte, ließ ihn Friedingen mit Gewalt entfernen. Der Vertriebene wandte sich nach Basel, wo er ins Bürgerrecht aufgenommen wurde. Der Rat der Stadt verlangte

sogar beim Landmeister die Wiedereinsetzung Reischachs in sein Amt. Als diese abgelehnt wurde, legte die Stadt Beschlag auf alle im Basler Gebiet gelegenen Häuser, Zinsen und Naturalgaben des Ordenshauses Beuggen und wies sie ihrem Schützling zu zur Sicherung seines Einkommens. Der Protest Friedingens ließ nicht auf sich warten; aus dem Streit entwickelte sich ein kostspieliger Prozeß, mit dem sich auch die Tagsatzung in Baden, der Reichstag zu Nürnberg und schließlich gar Kaiser Karl V. zu befassen hatten. Er fand seinen Abschluß erst nach 22 Jahren mit einem Spruch, in dem Reischach eine Pension von 200 Gulden zugesprochen wurde, von ihm aber den Verzicht auf alle Ansprüche an die Kommende Beuggen verlangte. Friedingen erlebte diesen Entscheid nicht mehr. Er starb am Ostertage (1. April) 1537.

Neben Rudolf gehörten dem Deutschen Orden noch an: Georg von Friedingen, der 1492 als Hauskomtur in Beuggen amtiert, und Franz, welcher 1534 als Ritterbruder auf dem Provinzialkapitel in Altshausen genannt wird, 1542 als Hauskomtur in Beuggen tätig ist und am 13. März des gleichen Jahres die Kommende Hitzkirch übernimmt, gleichzeitig auch als Komtur von Beuggen und Mühlhausen im Amt steht, am 29. Oktober 1549 zum Komtur auf der Mainau ernannt wird, wo er 1554 stirbt. – Als Letzten seines Stammes nennt das Oberbadische Geschlechterbuch Hugo von Friedingen: 1550 als Lehens-träger der Mainau zu Immenstaad, dann als Hofmeister in Tübingen bis zu seinem Tode im Jahre 1568. – Drei hervorragende Gestalten seien noch erwähnt: Hermann von Friedingen, 1175 Domherr, dann Dompropst, 1185–1189 Bischof von Konstanz; Rudolf, Johanniterritter und Komtur von Tobel im Thurgau 1356–1371; Ulrich, 1356 durch das Domkapitel zum Bischof gewählt, resigniert vor Erhalt der päpstlichen Bestätigung.

Herrschaft Hohenfriedingen

Das Stammschloß der Herren von Friedingen erhebt sich im Hegau, in jenem gesegneten Landstrich zwischen Schwarzwald und Bodensee, dessen burgengekrönte Vulkankegel das Bild der Landschaft bestimmen. Vom Hohentwiel, dem Berg «mit der größten Burgruine Deutschlands», schweift der Blick frei nordwärts über Staufen zu Mägdeberg und Hohenkrähen und westlicher zu Hohenstoffeln und Hohenhöwen, während im Osten auf sanfter Anhöhe aus weichem Molassegestein das «Schlößle» derer von Friedingen herübergrüßt. Dort soll sich einst – so will es die Überlieferung – eine römische Warte (specula) erhoben haben, welche die Handelsstraße bewachte, die von Winterthur (Vitudurum) her über Singen durch die heutige Westgemarkung führte. So mögen es denn auch römische Kolonisten gewesen sein, welche an den sonnigen Hängen des Schloßberges die ersten Reben pflanzten. Nach der Besiedlung des Landes durch die Alemannen wird sich aus dem Hofe eines Frido die Siedlung Friedingen, 1089 erstmals erwähnt, am Fuße des Hügels entwickelt haben. In fränki-

scher Zeit aber – so berichtet Gustav Graf in seiner fundierten Ortsgeschichte, die wir unsern Ausführungen zugrundelegen – war das Gebiet um Friedingen königliche Domäne und gelangte durch Schenkung an das Kloster Reichenau. Im Kellhof saß als Gutsverwalter der Keller (cellarius) oder Meier (villicus), der die Aufsicht übte über sämtliche Höfe, welche der berühmten Benediktinerabtei gehörten, in ihrem Namen Dienst- und Naturalleistungen der hörigen Gotteshausleute überwachte. Später übertrugen die Äbte die Verwaltung der Klostergüter an benachbarte Edelleute zu Lehen, so den Herren von Friedingen, die seit dem 12. Jahrhundert auf dem Schloßberg saßen, aber schon von 1089 an als Vögte, später als Ministerilis, dann auch als Ritter von Friedingen und Krajen in Urkunden genannt werden. «Mit der Belehnung und dem Verkauf der reichenauischen Güter in Friedingen an die Edelen», schreibt Graf, «ging auch die Gerichtsbarkeit an sie über. Die Befugnisse des Vogtes erstreckten sich mit der Zeit nicht nur auf die Hintersassen, sondern auch auf die Gemeinfreien. Diese hatten somit ihr Recht nicht mehr vor dem Gerichte der Grafschaft zu suchen, sondern vor dem Vogte, dem sie nun auch Abgaben und Dienste zu leisten hatten.»

Politisch gehörte das Gebiet zur Grafschaft Hegau, allein, die Klostergüter waren der Machtbefugnis des Grafen von Anfang an entzogen, das Kloster selbst im Besitze sämtlicher Grafschaftsrechte, die es an seinen Kast- oder Schirmvogt übertrug. In dessen Händen lagen sowohl die niedere als auch die hohe Gerichtsbarkeit (Blutbann).

Mit dem Verfall des Ritterwesens im 15. Jahrhundert gerieten auch die Friedinger immer mehr in Schulden. So sah sich Rudolf – es dürfte der Vater unseres Stifters gewesen sein – genötigt, ein Gut mit sämtlichen Rechten zu verkaufen. Das Urkundenbuch 5 Konstanz-Reichenau enthält nicht weniger als sieben Schuldverschreibungen. Am 25. Juni 1539 wurden schließlich Schloß und Dorf Friedingen von Konrad von Bodenmann um 9800 Gulden an die Stadt Radolfszell verkauft, deren Bürgermeister die Rechte des Vogtes antrat und die niedere Gerichtsbarkeit ausübte, während ein Untervogt auf der Burg seines Amtes waltete.

Wir müssen es uns versagen, die mannigfachen Dienstleistungen und Abgaben der Untertanen hier näher zu umschreiben; sie waren bis ins 13. Jahrhundert erträglich, wurden später, namentlich mit dem Niedergang des Rittertums, drückender und führten schließlich, als die Adelsburgen sich da und dort in eigentliche Raubnester verwandelt hatten, zum Bauernaufstand vom Jahre 1525. Erwähnen möchten wir indessen als humoristische Note das sogenannte Froschlehen der Herren von Friedingen. Diese hatten nämlich als Lehensleute der Reichenau die Pflicht, die Frösche zum Schweigen zu bringen, wenn der Abt zu Unlingen übernachtete. «Item, es ist zu wissen, wenn ein Herr oder Prälat des Gotteshauses Richenow zu Maien kommt gen Unlingen und über Nacht wöllt da sein, begert es dann der Prälat oder Abt von den von Fridingen, es sol-

len si ihre Knecht senden an die Kanzach und sollen mit Stecken die Frösch schwaigen, so best sie können und mögen, ungefährlich.»

Die Grafschaft Hegau bildete einen Teil des Herzogtums Schwaben. Im Jahre 917 gelang es dem Markgrafensohn Burkard von Rätien, die Herzogswürde zu erlangen und Besitzer der Burg Hohentwiel zu werden. Sein Gebiet wurde ihm im Westen durch König Rudolf II. von Burgund strittig gemacht, doch besiegte er ihn 919 oder 920 in der Schlacht bei Winterthur. Man einigte sich auf den Unterlauf der Reuß als Grenze; Burkards Tochter wurde die Gemahlin Rudolf II. und ging als die berühmte Königin Bertha in die Geschichte ein.

Damals verfügte die Benediktinerabtei St. Gallen im Hegau über eine ausgedehnte Grundherrschaft, welche früher alemannisches Herzogsgut gewesen war. Es ist daher denkbar, daß Burkard alte Ansprüche geltend machte, als er ihr viele Güter entriß, um sie an seine Vasallen abzugeben, die er im Kampfe gegen die Ungarn einsetzen wollte. Als Abt Egilbert die freiwillige Herausgabe verweigerte, wurde er vom Herzog kurzerhand abgesetzt. Um die Güter der geistlichen Herrschaft zu erhalten, erfolgte nun, wie Eberhard Dobler vermutet, deren Übertragung an die Schwesteraabtei Reichenau, welche von Burkard weniger bedrängt wurde.

Burkard II. (954 – 973), wohl der Sohn Burkards I., und seine Frau Hadwig, Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern und Nichte Kaiser Ottos I., gründeten auf dem Twiel ein Kloster, welches später nach Stein am Rhein verlegt wurde. Joseph Viktor von Scheffel hat der Herzogin in seinem Roman «Ekkehard» ein literarisches Denkmal gesetzt. Burkard war der Letzte seines Stammes. Nach seinem Tode setzten sich Dienstmänner aus niedrigerem Adel auf der Burg fest, und im späten Mittelalter sank sie zum eigentlichen Raubnest ab.

Als Inhaber der Grafenwürde wird 1080 Ludwig von Stoffeln genannt. Im 12. Jahrhundert erscheinen die Grafen von Pfullendorf, um 1250 die von Nellenburg, nach denen nun der Gau benannt wird. 1422 sind es die von Tiengen, welche die ganze Grafschaft an Erzherzog Sigismund von Österreich um 37 905 Goldgulden verkaufen. Diese bildet nun einen Teil der österreichischen Vorlande bis 1806, in welchem Jahre sie zu Württemberg und 1810 zum Großherzogtum Baden geschlagen wird.

Dem Wanderer, der heute Hohenfriedingen besucht, bietet sich ein eher bescheidenes Bild, wurde die Burg doch mehrmals zerstört und nach dem Dreißigjährigen Krieg nur teilweise wieder aufgebaut. Durch ein turmbewehrtes Tor treten wir in den freien Hof, den eine vier bis sechs Meter hohe Mauer umschließt. In deren westlichem Teil befindet sich ein kleines Türlein, durch das man einst unbemerkt den Fluchtweg erreichen konnte. Palas und Bergfried sind längst verschwunden. Links vom Eingang erhebt sich das mehrmals umgebaute Wohnhaus mit dem kleinen Rittersaal, dessen Fenster den Blick freigeben ins weite, fruchtbare Land, überraschend und eindrucksvoll auf der Süd- und Ostseite, wo die Alpen den Horizont begrenzen, während im sanftgewellten Molasseland der helle Spiegel des Sees dem Auge Beruhigung schenkt. Im Westen aber lassen die steilen Vulkankegel Heroisches anklingen.

Hohenfriedingen in Kriegszeiten

Beim Toreingang erinnert eine Tafel den Besucher daran, daß die Burg im Schweizerkrieg – so nennt man hier den Schwabenkrieg – durch die Eidgenossen zerstört wurde. Die Besatzung soll sich, wie aus den Akten des Jahres 1499 hervorgeht, ohne großen Widerstand ergeben haben. Feste und Dorf gingen am 24. Februar in Flammen auf.

Am 21. März schreibt Blasi Lieb, Vogt zu Blumberg, an Hans Landow, Ritter und Vogt zu Wolkenberg, die Eidgenossen hätten das Hegau zum Teil fast «umkert und verbrannt», desgleichen Homburg, Friedingen und das Schloß be-raubt.

Der Freiburger Hauptmann Wilhelm Felga aber berichtet am 25. Februar aus dem Lager von Hilzingen an seine Obern: «... haben wir sidhaer erobert und gewonnen dis nachgeschriben sloss: Roseneck (bei Rielasingen), Homburg (östlich Steißlingen), das der besten slössern im Hegoew eins ist, Fridingen, ein lustig, stark, hübsch sloss, Stoffen und ander gut stoeck... Und sind all obge-nannt vestin zu heiterm für ufgangen... Wir haben die dörfer übel gestraft, die den vorzug (Recht des Vorstreits) an uns Eydtgenossen woellten koufen ... U. G. mag verstan, das es uns wol und von gots gnaden glücklich gat. Wir sind guter dinge. Es ist ein lust, uns bi einandern in der ordnung zu sechen... Alle welt fluecht und foerchtet ir vor uns. Gott sei gelopt.» Und Anshelm berichtet: «... zoch diser zûg in gûter ordnung under Twiel hin... gegen Stüsslingen (Steißlingen), und als er da nit platz mocht haben, lâgret er sich dabi ins dorf und für das gût schloss Fridingen, gewans, plündrets und verbrants beide on einen empfangnen schaden; aber unwit darvon wurdend etlich wîerfischer von streifrûteren erstochen und erschossen.»

Die Leiden der Bevölkerung fochten die Schweizer wenig an, und beden-kenlos setzten sie Mittel ein, «die eines biedern Volkes unwürdig sind» (Graf). Sie verbrannten und verdarben, was sie fanden. «Täglich läutete man am Abend die Glocke zu Ave Maria und betete, daß Gott Glück geben möge gegen die Schweizer» (Graf).

Zum Fall der Feste Friedingen schreibt Felga: «Wir funden... im sloss etlich brief, die her Hans Jakob Bodenmann [der Verteidiger], ritter, sinem hauptmann geschriben hab, da wir wol verstunden, das er niedert hilf wüsst, das sloss zu entschütten, noch us dem vâld zu slachen, und ist er doch obrister hauptmann des [schwäbischen] bundes.»

Am 5. Mai erfolgte der Abzug der siegreichen eidgenössischen Heere aus dem Hegau. Peter Müller, Schutztorwart von Rapperswil, dichtete auf diese Kriegszüge ein Lied von 40 Strophen. Die 18. und die letzte Strophe lauten:

«D'Eidgenossen sind durch's Hôgôw trukt
Hand do mengs schloss umgerukt,

Stät, dörfer tätend si verbrennen,
Und zugend darnach wider heim;
Si funden kein viend gross noch klein,
Der si dörft anrennen.»

•Nun singend lob dem alten Got,
Der uns gehofen hat uss not,
Vil glük und sig gegeben;
Im sie dank in ewikeit
In sir hohen drivalentigkeit.»

Die Burg Friedingen wurde wieder aufgebaut. Eine lange Friedenszeit sollte ihr indessen nicht beschieden sein. Im Sommer 1512 hatte sich eine Bande von Raubrittern, Straßenräubern und Wegelagerern bei Hans Benedikt von Friedingen, der auf Hohenkrähen saß, eingenistet und gefährdete die öffentliche Sicherheit. Gegen sie schickte Kaiser Maximilian Georg von Frundsberg ins Feld. Dieser ließ Geschütze auffahren, doch verfehlten die Kugeln, die an den harten Felsen abprallten, ihre Wirkung und rollten den Berg hinunter. Wer ein Geschloß ins Lager brachte, erhielt als Belohnung «zween Batzen». Nach hartnäckigem Widerstand gelang es den Verteidigern, sich mit Hilfe von Leitern und Fußseilen bei Nacht in Sicherheit zu bringen. Das Raubnest wurde gesprengt. Frundsberg zog mit dem Bundesheer vor das Stammschloß Hohenfriedingen, verbrannte und zerbrach es.

Nach dem Wiederaufbau ging die Feste 1525 im großen Aufstand der Bauern, welche auch Kirchen und Klöster nicht verschonten, erneut in Flammen auf, und gegen das Ende des Dreißigjährigen Krieges 1647 wurde sie vollständig ausgebrannt. – Eine umfassende Innen- und Außenrenovation erfolgte 1963.

Die Friedinger auf Hohenkrähen

Daß es sich bei den Edlen von Friedingen um ein weitverzweigtes Adelsgeschlecht handelt, geht schon aus der Tatsache hervor, daß eine zweite Siedlung im Bodenseeraum nach ihnen benannt wird: Die Stadt Fridingen bei Tuttlingen an der Donau (Württemberg), 850 erstmals erwähnt, in deren Nähe sich drei Burgruinen befinden. Von einer Linie des edelfreien Geschlechts aus dieser Gegend sind nachweisbar Reinold von Fridingen und Folcmar de Fridingen, vir nobilis, der 1089 seinen Besitz in Matineswilare (Martinsweiler) dem Kloster St. Georgen übergab. Ihr Wappen zeigt einen in Gold und Schwarz gespaltenen Schild. Dieser wurde später dem Stammwappen der hegauischen Friedinger beigelegt, welches ursprünglich nur den schreitenden goldenen Löwen über sil-

bernem Schrägbalken aufwies. Aus der Verbindung der beiden Wappen ergab sich der quadrierte Schild, wie er auch auf unserer Scheibe im Berner Münster erscheint.

Eine Darstellung der ursprünglichen Form findet sich auf der Zürcher Wappenrolle Nr. 175. Sie zeigt über dem Schild mit dem schreitenden Löwen einen goldenen Glockenhelm, darüber ein rotes Kissen und einen schwarzen, mit weißem Federbusch gekrönten Ball.

Das Dorf Friedingen im Hegau, 1002 villa Fridinga, mag seinen Namen, wie bereits angedeutet, vom Hofe eines alemannischen Frido erhalten haben. Nach ihm wurde dann auch die Feste auf dem Schloßberg benannt.

Den Friedingern gehörte ferner die Burg Hohenkrähen, die sie wohl vor 1191 erbauten und nach der sie sich nun von Craien oder Craigen benannten. Das Wort Krain vom keltischen «craig» = Fels abgeleitet, läßt den Schluß zu, daß auch nach der alemannischen Landnahme Reste einer keltoromanischen Bevölkerung in der Umgebung des Berges sesshaft waren. Uralte Kultstätten auf dem Mägdeberg und dem sagenumwobenen Hohentwiel, die, später in christlichem Sinne umgedeutet, Wallfahrtsorte wurden, weisen in die gleiche Richtung.

Daß es sich bei den Edlen auf Krähen nicht um ein besonderes Geschlecht handelt, welches im Jahre 1230 mit Diethelm von Hohenkrähen ausgestorben wäre, wie Gustav Graf in seiner Ortsgeschichte annimmt, sondern um die Friedinger, ist durch die Forschungen von Eberhard Dobler in überzeugender Weise dargelegt worden: «Alle die (in Urkunden) genannten Herren sind, das zeigt unter anderem schon das gemeinsame Wappen, unverkennbar Angehörige des friedingischen Geschlechts, die sich, der Sitte der Zeit folgend, nach der neuerrichteten Burg der Familie benannten.»

Hohenkrähen erhob sich in der Dorfemarkung von Mühlhausen, über welche die Reichenau die Herrschaftsrechte ausübte. Twing und Bann lagen also in der Hand der berühmten Abtei, wurden vom Kellhof in der Wieden (Weiden) aus geltend gemacht. Sie erstreckten sich aber nicht auf die Burg, welche von Anfang an durch den sog. Kräherhag abgegrenzt und wohl mit Erlaubnis des Abtes Diethelm von Krenkingen, dem spätern Bischof von Konstanz, aus dem Herrschaftsbereich des Klosters herausgehoben worden und unstrittiges Eigentum der Herren von Friedingen blieb bis zum Jahre 1512.

Die Gründung der Burg erfolgte wahrscheinlich von einem Hofe aus, der schon seit dem Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrhunderts (erste alemannische Siedlungsperiode) in der «Lebern», im heutigen Unterdorf von Mühlhausen, bestand und der dann später friedingisches Adelsgut wurde.

Als früheste Besitzer der Burg nennt Eberhard Dobler die Brüder Heinrich und Hermann von Craien. Zwischen 1192 und 1228 erscheint mehrmals als Zeuge in verschiedenen Urkunden der hochadlige «vir ingenu» Diethelm von Craigen. Liutold von Kreigen wird 1228 als Dekan in St. Gallen genannt. 1240

aber tauchen die Namen Heinricus de Vridingen, advocatus de Craegen und seine Söhne Heinrich und Konrad auf. «Seit diesem Heinrich von Friedingen des Jahres 1240», schreibt Dobler, «ist die Namensverbindung von Friedingen zu Krähen häufig anzutreffen ... oft fehlt bei den friedingischen Inhabern der Burg der auf Krähen hinweisende Namenszusatz.»

Heinrich von Krähen, der mutmaßliche Gründer der Burg, aber dürfte personengleich sein mit dem 1240 erwähnten Heinrich von Friedingen. Sein Bruder Hermann ist 1183 und 1185 als Hermann von Friedingen nachweisbar.

Die Friedinger Fehde 1479/80

Im Jahre 1465 gelang es Erzherzog Sigmund von Österreich, die Landgrafschaft Nellenburg von den Herren von Tiengen um 37 905 Goldgulden käuflich zu erwerben. Die habsburgische Landeshoheit erstreckte sich indessen nicht auf die Gemarkung von Mühlhausen, für welche die Reichenau einst alle Rechte innegehabt hatte, und die nun Württemberg als Rechtsnachfolger der Abtei beanspruchte.

Die Feste Hohenkrähen aber war in dieser Zeit längst zum argen Raubritternest abgesunken, von dem aus die Friedinger die Gegend unsicher machten. Johannes Stumpf schreibt in seiner Schweizerchronik: «Etliche Ehrenleut von Strassburg wurden 1455 durch den Hegowschen Adel auf der Eidgenossen Erdeich beraubt, gefangen und auf Hohenkrähen geführt.»

Damals saß Hans Wilhelm auf der Raubburg. 1460 schloß er mit Graf Eberhard von Württemberg einen Vertrag, nach dem die Leibeigenen des Friedingers dem Grafen huldigen und unter dessen Gericht stehen sollten. Allein, seine Söhne hielten sich nicht an diese Vereinbarung. Hans, Eitelhans und Hans Thüring verkauften zunächst ihren Anteil an Schloß und Dorf Friedingen an Eitelhans von Bodman. Dann bestraften sie alle Leibeigenen in Mühlhausen, die dem Grafen gehuldigt hatten, mit 100 Gulden. Eberhard von Württemberg aber untersagte den Untertanen jede Arbeit im Dienste der Friedinger und bot sie gleichzeitig zur Fronarbeit auf, um in der Nähe von Tuttlingen einen Landgraben ausheben zu lassen. Als nun die Herren von Hohenkrähen die Mühlhauser ihrerseits zum Arbeitsdienst aufboten, brach die Fehde los. Die Friedinger stürmten von ihrer Feste ins Dorf und verbrannten Mühlhausen bis zum letzten Hof. Dann unternahmen sie Streifzüge im Land des Grafen, plünderten das Kloster St. Georgen, ließen das Schloß Mönchweiler in Flammen aufgehen.

Graf Eberhard antwortete auf diese Herausforderung mit der Belagerung der Burg Hohenkrähen, in der die Friedinger nun eingeschlossen waren; dann ordnete er den Ausbau der Ruine Mägdeberg zur festen Bastion an, um von ihr aus den Streifereien seiner Gegner Einhalt zu gebieten.

Dies erregte das Mißfallen des österreichischen Erzherzogs, dem ein württembergischer Stützpunkt als Enklave in seinem Hoheitsgebiet ein Dorn im Auge sein mußte. Er verlangte die sofortige Einstellung der Bauarbeiten auf dem Mägdeberg und die Aufhebung der Belagerung des Hohenkrähens.

Nun schalteten sich auch die Eidgenossen ein, die an friedlichen Verhältnissen im Hegau sehr interessiert waren, weil namentlich Zürich und die Inner-schweiz ihren Bedarf an Getreide aus dieser Gegend bezogen. Eberhard, von zwei Seiten bedrängt, hob die Belagerung des Krähens auf, beließ aber eine Besatzung auf dem Mägdeberg, dem die Bewohner der umliegenden Dörfer den Namen Neuwürttemberg beileigten. Die beiden Gegner wandten sich nun um Vermittlung an Kaiser und Stände, doch die Verhandlungen blieben ergebnislos. Da entschied sich Erzherzog Sigmund für eine gewaltsame Lösung. In den ersten Tagen des Januars 1480 setzte sich ein Heer von 3000 Mann Fußvolk und 400 Berittenen unter der Führung von Ritter Manz von Habsberg von Radolfzell aus in Bewegung und erschien vor dem Mägdeberg. Nach zehntägiger Belagerung ergab sich die Besatzung am 19. Januar 1481, die Burg fiel ohne Schwertstreich in die Hände der Österreicher. Erneut boten die Eidgenossen ihre Vermittlung an und verlangten gebieterisch, daß die Straßen im Hegau offengehalten und die Warenzüge nicht behindert würden. Auf Befehl des Kaisers wurde am St. Valentinstag (14. Februar) ein Waffenstillstand geschlossen, der bis zum endgültigen Friedensschluß dauern sollte. Die Friedinger konnten sich damit nicht abfinden und unternahmen von ihrem Adlerhorst aus mehrere Raubzüge. Nach zähen Verhandlungen in Donauwörth und Nürnberg fand schließlich am 29. Januar 1481 in Ansbach ein Friedensvertrag die Zustimmung der Beteiligten und konnte mit Brief und Siegel bekräftigt werden. Graf Eberhard verzichtete darin auf den «Mägtberg und Mühlhausen mit iren zugehörungen, was und wie die erkofft oder bisher innegehabett und genossen haben... mit lutton, gutten, gerichten, gewaltsamen und oberkeiten.» Damit hatte Erzherzog Sigmund von Österreich sein Ziel erreicht.

Auch mit den Friedingern war am 29. Januar eine Vereinbarung getroffen worden. Da aber Hans Wilhelm bald darauf starb, mußten mit seinen Söhnen Hans, Eitelhans und Hans Thüring neue Verhandlungen geführt werden. Sie kamen durch Vermittlung des Landeskomturs Wolfgang von Klingen zustande und führten am 24. Oktober 1481 zu einem Vergleich, in welchem Graf Eberhard den Friedingern alle Entschädigungen aus der Fehde erließ, von ihnen aber verlangte, daß sie gegen ein jährliches Entgeld von 100 fl. in seinen Dienst traten und ihm das Öffnungsrecht für Hohenkrähen zusicherten.

Hans von Friedingen starb noch im gleichen Jahre, Eitelhans 1504 und Hans Thüring 1510. In der Kirche zu Friedingen wurde ihnen eine ewige Messe gestiftet.

Als Nachkommen des Eitelhans, welcher mit Margareta von Reischach verheiratet war, werden genannt Hans Grimm und Hans Benedikt Ernst. Der erste

wurde vom Abt der Reichenau mit dem Dorfe Hausen unter Krähen belehnt. 1534 verkaufte er sein väterliches Erbe und seinen Besitz in Schlatt, Beuren, Hohenkrähen und Friedingen an seinen Neffen. Der zweite trieb es als Raubritter noch ärger als sein Vater, gewährte «Wegelagerern, Heckenreitern, Buschkleppern und Straßenräubern» auf seiner Burg Unterschlupf und gefährdete mit ihnen die öffentliche Sicherheit in solchem Maße, daß Kaiser Maximilian dem Schwäbischen Bund den Befehl erteilte, Hohenkrähen auszuheben. Dieser wandte sich zuerst an die Eidgenossen «mit frintlicher begêr, zû erhaltung gmein landsfridens, ein Eidgnoschaft wölle sich nit darwider stellen, ouch die verächten und verbannten fridbrecher nit schirmen noch behusen.» Wie sich Georg von Frundsberg als Führer des Bundes seiner Aufgabe entledigte, haben wir bereits vernommen. Die Burg wurde gesprengt, Hans Benedikt Ernst 1513 in die Acht erklärt. Er starb wohl 1517.

Werfen wir nochmals einen Blick auf den Ritter in Niklaus Manuels Totentanz, dann vermögen wir den Abstand zu ermessen, welcher den «hochgemuten Edelherrn» von seinen Nachfahren trennt, die als Raubritter ein fragwürdiges Dasein am Rande des Verbrechens fristen mußten. Hineingestellt in eine Zeit des Übergangs, in der das mittelalterliche Feudalsystem unaufhaltsam seiner Auflösung entgegenging, wurden sie ihrer Existenzgrundlage beraubt, auf die schiefe Bahn geschoben, verbrauchten ihre Kräfte im unglückseligen Fehdewesen und fügten der Landbevölkerung jahrzehntelang unermeßlichen Schaden zu.

Niklaus Manuel aber führt uns mit seiner Darstellung Rudolfs von Friedingen nochmals eine Gestalt vor Augen, welche wahre Ritterlichkeit zu verkörpern scheint, die auch im Angesicht des Todes Haltung bewahrt und GröÙe zeigt. Als tapferen Streiter im Glaubenskampf, als Beschützer und Schirmer der Schwachen, so mag der geniale Künstler den Ritter gesehen haben. «Aliis serviendo consumor» («Im Dienste der andern verzehre ich mich»), lautete die Devise, welche die Deutschherren einst auf ihr Panier geschrieben. Stand Manuel dem Orden nahe? Bestanden engere persönliche Beziehungen zu den Rittlern? Es fällt auf, daß er Friedingen in seinem großen Werk eine bevorzugte Stellung einräumt, daß er ihn als Einzigen unter einen mächtigen Bogen stellt, der die doppelte Breite aller übrigen Loggiaarkaden beansprucht. So müssen wir wohl Hans Christoph von Tavel beipflichten, wenn er annimmt, daß der Orden «die besondere Sympatie Manuels besaß.» Als dieser seine Figuren an die Mauer des Klosterhofes der Dominikaner malte, hatte freilich die Wirksamkeit der Deutschherren in der Priesterkommende Bern mit der Gründung des St. Vinzenstiftes im Jahre 1484 längst ihr Ende gefunden. Man war ihrer überdrüssig geworden. Ihre Tätigkeit vertrug sich schlecht mit dem Selbstbewußtsein der Berner, welches nach den Burgunderkriegen gewaltig gestiegen war und die Gegenwart der fremden Ordensleute als geistige Bevormundung empfand. Da

diese nicht freiwillig das Feld räumen wollten, mußten sie mit Gewalt aus dem Münster entfernt werden.

Jahrhundertlang hatte der Deutsche Orden, wie Richard Feller schreibt, das geistige und politische Leben der Stadt Bern angeregt und befruchtet durch die Weltläufigkeit seiner Beziehungen, durch die großen Verhältnisse, die er umfaßte, den europäischen Bildungskreis, dem er angehörte. Nun hatte er seine Aufgabe erfüllt; die Stadt benötigte seine Dienste nicht mehr.

LITERATURVERZEICHNIS

Diese Studie ist in einer gekürzten Fassung im Berner «Bund» vom 1., 8., 15. und 30. November erstmals erschienen. Der Verfasser, der den geplanten wissenschaftlichen Apparat aus gesundheitlichen Gründen nicht erstellen konnte, steht für Auskünfte gerne zur Verfügung. Das folgende Verzeichnis enthält nur die hauptsächlich benützte Literatur.

Quellen

Berner Ratsmanuale im Staatsarchiv Bern.

Valerius Anselm, Die Berner-Chronik, Bern 1884–1901.

Albert Büchi (Hrsg.), Aktenstücke zur Geschichte des Schwabenkrieges, in: Quellen zur Schweizergeschichte XX, 1901.

Rudolf Steck und *Gustav Tobler* (Hrsg.), Aktensammlung zur Geschichte der Berner-Reformation 1521–1532, Bern 1923.

Darstellungen

Eberhard Dobler, Burg und Herrschaft Mägdeberg, Singen 1959.

Richard Feller, Geschichte Berns, II, Bern 1953.

Gustav Graf, Aus der Geschichte eines Hegaudorfes, Bühl (Baden) 1901.

Kurt Guggisberg, Bernische Kirchengeschichte, Bern 1958.

Hans Lehmann, Die zerstörten Glasgemälde in der Kirche von Hindelbank. Berner Kunstdenkmäler IV, 1903 ff.

–, Die Glasmalerei in Bern am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, Zürich 1912.

–, Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz, Leipzig 1925.

Christian Lerch, Beiträge zur Ortsgeschichte von Köniz und Oberbalm, Köniz 1927.

Carl Friedrich Ludwig Lohner, Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher im eidgenössischen Freistaate Bern, Thun 1862.

Luc Mojon, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern IV: Das Berner Münster, Basel 1960.

Egbert von Mülinen, Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, 1884–1906.

Raoul Nicolas, Das Berner Münster, Frauenfeld und Leipzig 1923.

Friedrich Otto von Steiger, Die Glasgemälde in der Kirche zu Sumiswald, Sumiswald 1937.

Friedrich Stettler, Versuch einer Geschichte des deutschen Ordens im Kanton Bern, Bern 1842.

Franz Rudolf Wey, Die Deutschordens-Kommende Hitzkirch 1236–1528, Diss. Freiburg i. Üe. 1923.

Eugen Zeller, Aus sieben Jahrhunderten der Geschichte Beuggens 1246–1920, Wernigerode (Harz) 1920.

Alfred Zesiger, Die Scheiben in den Fenstern des Hochschiffes im Berner Münster. Jahrbuch Münster Ausbau 1907.

Paul Zinsli, Manuels Totentanz. Berner Heimatbücher 54/55, Bern 1953, ² 1979.

René Moeri, Feldrainstraße 52, 3097 Liebefeld